

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 14

Artikel: Man pflanzt und pfeift
Autor: Hein, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Birnbaum.

Birnbaum, alter Freudenspender,
Wächter vor dem jungen Haus,
Alter Birnbaum, mein Kalender
Durch die Jahre ein und aus.

Schüttest mit dem jungen Lenze
Blüten mir ins stille Zimmer,
Blütensterne, Blütenkränze
Und der Bienen goldnen Schimmer.

Und im Sommer schenkst du Kühle
Deiner Blätter meinem Raum
Und dein Rauschen dämpft die Schwüle,
Amselton weckt meinen Traum.

Endlich fegen rauhe Winde
Blätter auf die Lagerstatt:
Birnen schenkst du meinem Kinde,
Mir dein herbstlich braunes Blatt.

Birnbaum, leer steht deine Krone,
Blatt und Frucht gabst du der Erde —
Mutter Erde, wo ich wohne,
Daß ich einst zu Staube werde.

Emmy Rogibue-Waser.

Man pflanzt und pfeift.

Von Alfred Hein.

Zu den sonnigsten Gemütern, die je unsere Erde mit befreiendem Lachen erfüllten, gehörte auch Goethes Mutter; sie war eine Frau, die zum Entsetzen der wohlgesitteten Frankfurter gar oft nicht nur den Leib, sondern auch die Seele vom modischen Korsett befreite und daherredete, wie ihr just der Schnabel gewachsen war. „Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar, lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen sehn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Duckmäuser die immer unter sich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — — Leben Sie wohl — vergnügt und Tanzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich herzlich freuen die sich nent Ihre treue Mutter Goethe.“

Dieser eine Brief an die in Weimar versemte und beklatschte Christiane Vulpius würde genügen, um Frau Uja, wie sie von den Grafen Stolberg bei deren Frankfurter Besuch im Jahre 1775 getauft wurde, für immer liebenswert und seelengroß erscheinen zu lassen. Und so ward sie nicht nur von ihrem Sohn, von Christiane, sondern in aberhundert Briefen von Herder, Wieland, Restner, Merf und manchem andern einfach als „Liebe Mutter“ angedredet. Immer ist sie voller Kurzweil und voll schlagfertigen Witz. Als die jungen Grafen Stolberg arg revolutionäre Reden führen, holt sie einige Flaschen alten Weins aus dem Keller und empfiehlt den Rebellen, lieber den Bouteillen als den Fürsten die Hälse zu

brechen; von jenem Tag an ward der Rotwein der Frau Kat nur noch „Tyrannenblut“ genannt. Wie ihr Sohn, ihr „Hätschelhans“, schon ein berühmter Mann war und immer seltener sich zu einer Reise nach Frankfurt bequemte, lockt sie ihn in ihrem Brief vom 16. Oktober 1795 mit folgendem ausgelassenem Postskriptum heran:

„N. S. Daß alle deine Freunden Zeit und weile lang wird bist du kommst — kannst du aufswort glauben. Auch habe ich dir ein Theatralisch Donnerwetter bestellt — das dich hoch gaudiren wird. So eben zieht die Preußische Wachtparade auf — Rucktest du doch mit mir zum Fenster heraus!!!!!!“ Diese Ausrufungszeichen beschreiben im Original des Briefes einen großen mondförmigen Bogen!

Bathos war ihr fremd; Sentimentalität haßte sie. Und doch, wenn man näher hinschaut, war ihr Leben wirklich so glücklich zu nennen, hätte sie dies Glück nicht in der eigenen Brust getragen? Gewiß, sie war als Tochter des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor wie ein Prinzesschen aufgewachsen, dazu noch wie eines, dem es erlaubt war, der Etikette des ehrsamten Bürgers dann und wann in Übermut ein Schnippchen zu schlagen. Doch ihre Schulbildung war nicht weit her — sie bezeugt es selbst, und in einem Brief an den kleinen August von Goethe ermahnt sie ihn, dankbar seinen Eltern zu sein, die ihm so früh und so reich Dinge der Wissenschaft und Kunst zuführen, zu ihren Zeiten hätte man dar-

auf nicht viel gegeben. Nur zur Frömmigkeit war sie erzogen worden, und aus dieser fröhlichen Frömmigkeit sog sie wohl zeitlebens die nie erschütternde Kraft, in den schwersten Tagen den Kopf oben zu behalten, wenn ihr Sohn erkrankte, da Cornelia, die Tochter, so früh starb, als ihr Mann in den letzten Jahren seines Lebens nach zwei schweren Schlaganfällen schwachsinnig war.

Johann Kaspar, Goethes Vater, war einundzwanzig Jahre älter als die lustige Elisabeth Textor. Nur Frau Ujas Humor hat die Altersspanne und die aus ihr erwachsenden alltäglichen Meinungsverschiedenheiten zu überbrücken verstanden. Wenn er dann in der „kaiserlich rätlichen“ Korrektheit über die Schulden des Sohnes und die Klatschgeschichten, die man auch damals ohne Telegraph von Weimar nach Frankfurt hinüberzuflüstern verstand, sich erregte, glättete die Mutter mit lächelnd verstehenden Worten den Unmut des stets leicht erregbaren Mannes. Nahm das Knurren kein Ende, so lud sie flugs ein paar Freunde ein und schuf das unerquickliche Ehegespräch in eine frohe Tafelrunde um, bis es vergessen war.

Das Haus am Hirschgraben hat manchen erlauchten Gast gesehen; besonders festlichen Widerklang in ihren Briefen an den Sohn finden die Besuche der Herzogin Anna Amalia und die der Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg. Die Königin Luise war damals, vierzehn Jahre alt, von ihren Eltern zur Kaiserkrönung anno 1790 nach Frankfurt mitgenommen, und die Ungebundenheit und Natürlichkeit liebende Prinzessin fühlte sich zu Frau Uja, bei der sie mit den Geschwistern während der Krönungsfeierlichkeiten wohnte, von Anfang an hingezogen.

Doch der entzückteste Empfang ist wohl im Hause am Hirschgraben und später, als sie das Haus verkaufen mußte, am Roßmarkt dem jungen Entelsohn bereitet worden, ihrem verhimmelten „August“. Immer wieder bettelt sie Christiane, ihr den Sohn zu schicken, alle Kleinigkeiten will sie über ihn hören: „... wenn ich aber so einen Lieben Brief aus Weimar bekomme — dann geht alles flink von statten — und ich fühle mich immer um zehn Jahre jünger — Jetzt wissen Sie das mittel mich zu verjüngen — geben Sie mir zuweilen solche Lebens-tropfen und ich tanze noch den Ehren tanz auf Augusts Hochzeit.“ Wenn August kommt, abonniert sie 18 Theatervorstellungen für ihn, schießt den „Lieben Jungen“ in der ganzen Bekanntschaft herum

und meint von ihm mit den vergötternden Großmutterworten, „daß August den Ring im Märhgen „Nathan des Weisen“ durch Erbschaft an Sich gebracht der den der ihn besitzt angenehm macht vor Gott und den Menschen —“

Ja, diese seltene ewigheitere Frau gab und gab ihr Leben lang alles, was sie an Liebe und Lachen den andern geben konnte. Auch Schiller, den sie „von Herzen liebte und verehrte“, protegierte sie, wo sie konnte. Als sie dem Sohn von einer geplanten Tellaußführung im Jahre 1804 mitteilt, schreibt sie: „Den Neujahrs-Tag wird Tell von Schiller bey uns aufgeführt. Da denckst Abens um 6 Uhr an mich — die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen die Nasen zu puken — das mögen sie zu Hause tun — —“ Bravo! Punktum.

Diese weise gütige Frau hat Frankfurt nie verlassen, kannte die Welt nur aus den Erzählungen des Mannes, des Sohnes und der Freunde — nie folgte sie einer Einladung nach Weimar, der Hof war nichts für sie.

Und wenn auch allmählich ihre Briefe mit den letzten Lebensjahren spärlicher werden (so schreibt sie an August: „—wie schon längst bekandt, ist die Großmutter außerordentlich dinten scheu...“) so packt sie doch noch immer eigenhändig das „Christkindlein“ für die Lieben in Weimar und schießt Christiane dann und wann einen Sommerhut. Zweimal, bevor sie im September 1808 die frohen Augen schließt, bereitet ihr das Leben noch ein Fest. Am 19. Juni 1803 baten sie der König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise von Preußen, die sich in Frankfurt aufhielten, um ihren Besuch. Mit vier „raschen Perden“ wurde sie in einem Galawagen nach dem Wilhelmsbad abgeholt. „Ich war so aufgespant daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließe mich die Königin in ein anderes Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schranck und brachte ein kostbares goldenes Halsgeschmeide und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen — biß zu Thränen gerührt — konnte ich nur schlecht danken.“

Und kurz vor ihrem Tode, da darf sie, als Goethes Gesammelte Werke erscheinen und sie die ersten Bände erhält, schreiben: „Ja, ja, man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samarie — man pflanzt und pfeift!“

Man pflanzt und pfeift — so war dieser einmaligen Frau und Mutter langes Leben.

Affonso IV.

Lissaboner Skizze von N. Kalkofen.

Das hört sich ganz und gar nach König an. Aber nicht destoweniger handelt es sich um einen Schuhputzer.

Lissabon hat eine Unmenge von Schuhputzern. Manche mit einem Kabinett, meistens nur in irgendeinem Hausflur gelegen, dafür aber häufig mit fast thronartigen Sitzgelegenheiten ausgestattet, andere mit tragbaren Wickelkästchen, sinnvoll ausgebaut, raffiniert gefüllt; einige mit simplen Zigarrenkisten, in denen der notwendigste Handwerkskram klappert.

Zu diesen letzten im Range zählt Affonso IV.

Ich habe ihn zufällig kennengelernt. Ich hatte wieder einmal meinem Hang nachgegeben, um eine neue Ecke zu gehen. Das tue ich immer gern, und hier in Lissabon hat es einen ganz besonderen Reiz. Denn diese Stadt mit ihren sieben etwa hundert Meter hohen Hügeln — man hat den Eindruck von sieben mal sieben Hügeln — verlockt ähnlich einem Berglande immer aufs neue zu einer kleinen Fahrt ins Blaue. Alle paar Schritte schenkt sie ein anderes Bild: bald den sonnenfunkelnden Tejohafen, bald eine herrliche Avenida, bald einen uralten Terrassengarten mit beinahe tropischer Palmen- und Blütenpracht. Für diesmal war es zwar bescheidener, aber nicht weniger malerisch: eine Calcadinha, eng, treppensteil, dahinter einen Ausschnitt Lissabon Oriental als hauchzartes Aquarell und unvermittelt darin ein Bergabhang, kahl, felsig, mit diesem unberührten Blau des Himmels über ihm und dem schweigenden Schatten zweier Pinien auf ihm, ohne seinen Rahmen ein Stück weltferner Berglandschaft.

Weiß der liebe Himmel, wie die Schuhputzer in so einer Calcadinha existieren können. Jedenfalls aber zeigen ihre vergnügten Augen und ihre rundlich sonnenverbrannten Backen, daß sie es können. Wenn man sie so gleich den Schwalben auf den Dächern daheim auf der Bordschwelle sitzen sieht, ewig lachend, ewig schwabend, dann ist man wirklich geneigt zu glauben, daß sie keine andere Sorge bedrückt, als jeweils ihre Blechdosen und Flaschen mit den geheimnisvollen Wicksen und Mixturen in den schmalen Schatten ihrer Hosenbeine zu retten. Denn die Sonne hat es hier in sich, das Kopfsteinpflaster ist glühend wie ein Backofen.

Schuhputzer, die wie diese hier sozusagen auf der untersten Sprosse ihrer Laufbahn stehen, pflegen sich gewöhnlich durch Zuborkommenheit

und Eifer auszuzeichnen. Und durch das Erscheinen eines Ausländers fühlten sie sich sichtlich besonders geehrt. Wie die Bienen waren sie um mich herum. An jedem Fuß hingen zwei. Ich befürchtete ernstlich, die Balanze zu verlieren. Dann wurde geruppelt, gleichzeitig mit zwei Lappen, zwei Bürsten, daß ich schon die Hoffnung aufgegeben hatte, von meinen Schuhen überhaupt noch etwas übrig zu behalten. Und der Leinenstreifen, der zum Schluß den Hochglanz ins Leben rufen muß, machte ein Getralle, daß ich mich für einige Minuten in das Trommelfeuer von Flandern zurückversetzt fühlte.

Nur einer, um dessentwillen ich nämlich die ganze Prozedur hier in der Calcadinha über mich ergehen ließ, nahm keinerlei Notiz von mir. Nur einmal hob er sein asketisches Gesicht auf. Aber ohne eine Spur jener kindlichen Erwartung eines guten Trinkgeldes, die allen andern in den schwarzen Augen brannte. Er las. Er las in einem mächtigen, ledergebundenen Buch. Auch wenn der Goldschnitt nicht so abgegriffen gewesen wäre, hätte man ihm angesehen, wie sehr es benutzt wurde. Darin las er. Nichts konnte ihn dabei stören. Nicht das zitternde, grelle Licht, in dem die Buchstaben nur so tanzen mußten, nicht die Kacke, die ihm um die Beine strich, nicht einmal die Rufe seiner lieben Kollegen, die ihn, den weißen Raben, auch in meinen Augen lächerlich zu machen versuchten.

„Affonso!“ ... „Affonso IV!“ ...

Und einer zog recht hämisch durch die blitzweißen Zähne: „Hola... Senhor Rei Affonso IV!“ ...

Sie erreichten nichts weiter, als daß Affonso IV einmal flüchtig auffah, geistesabwesend wie vorhin. Dann zog er sich seinen Strohhut etwas tiefer über die Ohren, jagte die Fliege weg, die sich soeben erdreistete, über seine geliebten Blätter zu laufen, und versenkte sich wieder in seine Lektüre. Er las langsam, Wort für Wort, den Finger auf den Zeichen.

Ich konnte nur erkennen, daß es Verse waren, die er las. Lange Verse. Sicher ein Anhänger einer der vielen Sekten hier, dachte ich mir. Ein sonderbarer Schwärmer ...

Aber doch zog er mich irgenwie an. Um seinetwillen ließ ich mir von nun an öfters die Schuhe in jener Calcadinha putzen. Er war immer da, auch wenn ich nur aus Zufall oder aus Neugierde durch diese Treppenstraße ging. Auch am späten